

45]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

War er doch sein Leben lang ein Landmann gewesen! Und nun hatte er seit drei langen Jahren keinen ländlichen Anblick gehabt, keinen ländlichen Laut vernommen. Mit Ausnahme jenes langen Marsches bei der Rückkehr aus dem Gefängnis, als er zu ermattet gewesen war, um auf irgend etwas zu achten, und der wenigen Male, als er sich in den städtischen Parks ausgeruht hatte, während er im Winter nach Arbeit suchte, hatte er buchstäblich keinen Baum gesehen. Und jetzt war ihm zumute, wie einem Vogel, der von einem Sturm aufgehoben und davongetragen wird; jeden Augenblick blieb er stehen und starrte irgend etwas voll Bewunderung und Entzücken an: eine Herde Kühe, eine Wiese mit Gänseblümchen, Hecken voll blühender wilder Rosen, singende Vögelchen auf den Bäumen.

Dann kam er zu einer Farm und näherte sich ihr, nachdem er sich sicherheitshalber mit einem Stock bewaffnet hatte. Der Farmer schmierte einen vor der Scheune stehenden Wagen, und Jurgis ging auf ihn zu. „Ich möchte gern ein wenig Frühstück haben,“ sagte er.

„Wollen Sie arbeiten?“ fragte der Farmer.

„Nein,“ sagte Jurgis, „arbeiten will ich nicht.“

„Dann können Sie hier auch nichts kriegen,“ sagte der Farmer grob.

„Ich wollte dafür bezahlen,“ bemerkte Jurgis.

„D!“ sagte der Farmer; dann fügte er sarkastisch hinzu: „Nach sieben Uhr morgens wird bei uns kein Frühstück serviert.“

„Ich bin sehr hungrig,“ sagte Jurgis ernst. „Ich möchte mir gern etwas zu essen kaufen.“

„Fragen Sie die Frau,“ erwiderte der Farmer, indem er über seine Schulter nickte. Die „Frau“ war zugänglicher, und für eine kleine Münze erwarb Jurgis zwei dicke Butterbrote, ein Stück Pudding und zwei Äpfel. Er ging davon, indem er den Pudding verzehrte, weil er sich am schlechtesten tragen ließ. Nach wenigen Minuten kam er an einen Fluß, er kletterte über einen Baum und ging auf einem Waldweg am Ufer entlang. Bald darauf fand er einen behaglichen Platz, und dort verschlang er seine Mahlzeit und löschte seinen Durst mit Flußwasser. Dann lag er stundenlang da und tat nichts weiter als schauen und genießen, bis ihm ganz schläfrig wurde und er sich im Schatten eines Busches niederlegte.

Als er erwachte, schien die Sonne ihm heiß ins Gesicht. Er stand auf und reckte die Arme, und dann starrte er das vorübergleitende Wasser an. Gerade vor ihm war ein tiefer, stiller und geschütteter Lümpel, und plötzlich kam ihm ein überwältigender Gedanke. Er konnte ein Bad nehmen! Das Wasser war frei, und er konnte hineinsteigen, — ganz tief hinein! Und das würde das erste Mal sein, daß er wieder tief ins Wasser hineinging, seit er Litauen verlassen hatte!

Als Jurgis zuerst nach den Schlachthöfen ging, war er so rein gewesen, wie ein Arbeiter es sein kann. Aber späterhin, als er krank und kalt, hungrig und entmutigt war, und seine Arbeit ekelhaft und seine Wohnung voll Ungeziefer war, hatte er sich im Winter überhaupt nicht mehr gewaschen und im Sommer auch nur so viel von seinem Körper, wie in eine Waschkübel hineinging. Im Gefängnis hatte er gebadet und sich abgeduscht, aber seitdem nie wieder, — und jetzt wollte er schwimmen.

Das Wasser war warm, und er plätscherte vor lauter Freude wie ein kleiner Junge drin herum. Dann setzte er sich nahe am Ufer ins Wasser und begann sich abzuschuern, — ganz langsam und methodisch, Zoll für Zoll, mit Sand. Nun er einmal dabei war, wollte er es gründlich machen und sehen, wie ihm zumute sein würde, wenn er rein war. Er schrubbte sich sogar den Kopf und kämte die sogenannten „Krumen“ aus seinem langen, schwarzen Haar, indem er den Kopf so lange wie möglich unters Wasser hielt, um zu sehen, ob er sie wohl alle töten könnte. Darauf sah er sich nach der Sonne um, und da sie noch so schön warm schien, so nahm er seine Kleider vom Ufer herunter und begann sie Stück für Stück zu waschen; als der Schmutz und das Fett stromab floss,

grunzte er vor Befriedigung und spülte alles noch einmal durch, in der wilden Hoffnung, daß er auch den Düngergeruch loswerden könnte.

Er hing alles auf; und während seine Sachen trockneten, legte er sich wieder in die Sonne und tat abermals einen langen Schlaf. Sie waren oben heiß und steif wie ein Brett, als er aufwachte, und nur unten noch ein wenig feucht; aber er war hungrig, und so zog er sie an und machte sich wieder auf den Weg. Er hatte kein Messer, aber mit einiger Mühe brach er sich einen derben Stock, und so bewaffnet kehrte er auf die Landstraße zurück.

Nach einiger Zeit erreichte er eine große Farm und bog in den Weg ein, der auf den Hof führte. Es war gerade Nachtmahzeit, und der Farmer wusch sich an der Küchentür die Hände. „Bitte, Herr,“ sagte Jurgis, „kann ich etwas zu essen bekommen? Ich kann zahlen.“ Worauf der Farmer unverzüglich entgegnete: „Wir füttern hier keine Landstreicher. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Jurgis ging ohne ein weiteres Wort, doch als er um die Scheune herumkam, erblickte er ein frisch gepflügtes und geegtes Feld, das der Farmer mit jungen Pfirsichbäumen bepflanzt hatte, und im Vorübergehen riß er eine ganze Reihe mit den Wurzeln heraus, — es waren wohl hundert Bäumchen geworden, als er das Ende des Feldes erreichte. Das war seine Antwort, und es war ein Beweis für seine Stimmung; von jetzt an wollte er kämpfen, und wenn ein Mann ihn schlug, so würde er jedesmal sein Teil davontragen.

Jenseits des Obstgartens durchquerte Jurgis ein Gehölz, kam dann über ein Feld mit Wintergetreide und befand sich dann plötzlich auf einer anderen Landstraße. Nach kurzer Zeit erblickte er eine andere Farm, und da der Himmel sich zu bewölken begann, bat er hier um Nachtquartier und um Essen. Als der Farmer ihn zweifelnd ansah, fügte er hinzu: „Ich will gern in der Scheune schlafen.“

„Na, ich weiß nicht,“ sagte der andere. „Rauchen Sie?“

„Manchmal,“ erwiderte Jurgis, „aber ich werde es draußen tun.“ Als der Mann seine Einwilligung gegeben hatte, fragte er: „Wieviel wird es kosten? Ich habe nicht viel Geld.“

„Na, ich denke, zwanzig Cent fürs Abendbrot,“ sagte der Farmer. „Fürs Schlafen werd' ich Ihnen nichts anrechnen.“

Jurgis ging also hinein und setzte sich mit dem Ehepaar und einem halben Dutzend Kinder zu Tisch. Es war ein reichliches Mahl: gebackene Bohnen, Kartoffelpüree, zerhackte Erdbeeren und gestobter Spargel, eine Schüssel Erdbeeren, große, derbe Brotschnitten und ein Krug Milch. Ein solches Bankett hatte Jurgis seit seinem Hochzeitstage nicht mehr mitgemacht, und er gab sich alle Mühe, den Wert seiner zwanzig Cent herauszuschlagen.

Sie waren alle zu hungrig, um zu sprechen; aber nachher saßen sie auf den Stufen und rauchten, und da begann der Farmer den anderen auszufragen. Als Jurgis ihm auseinandergesetzt hatte, daß er ein Arbeiter aus Chicago sei und noch nicht recht wisse, wohin er gehen wolle, sagte der Farmer: „Warum bleiben Sie nicht hier und arbeiten für mich?“

„Ich sehe mich jetzt nicht nach Arbeit um,“ versetzte Jurgis.

„Ich werd' Sie gut bezahlen,“ sagte der andere, indem er die stämmige Gestalt mit den Augen maß, — „einen Dollar pro Tag und freie Station. Arbeiter sind hier jetzt fürchterlich rar!“

„Gilt das für Sommer und Winter?“ fragte Jurgis rasch.

„N—nein,“ erwiderte der Farmer, „später als bis zum November könnt' ich Sie nicht behalten. Dazu ist die Farm nicht groß genug.“

„Ach so,“ sagte der andere. „Ich dachte mir's schon. Wenn Sie Ihre Pferde zum Herbst nicht mehr brauchen, jagen Sie sie dann in den Schnee raus?“ (Jurgis hatte nämlich angefangen, selbständig zu denken.)

„Das is' nich' ganz dasselbe,“ versetzte der Farmer, den die Pointe wohl verstand. „Es wird doch in den Wintermonaten irgend 'ne Arbeit geben, für einen starken Kerl wie Sie, — in den großen Städten oder sonstwo.“

„Ja,“ sagte Jurgis, „das denken sie alle; und darum können sie alle in die Stadt, und wenn sie da betteln oder stehlen müssen, um nur zu leben, dann fragen die Leute, warum sie nicht aufs Land gehen, wo die Arbeiter so rar sind.“

Der Farmer dachte eine Weile nach.

„Aber wenn Ihr Geld nun alle wird?“ fragte er. „Dann werden Sie doch wohl ran müssen?“

„Das wollen wir abwarten,“ versetzte Jurgis, „und dann werden wir ja sehen.“

Er schlief lange und fest in der Scheune und frühstückte dann noch sehr üppig mit der Familie; es gab Kaffee und Brot und Hafereibrei mit gestobten Kirschen, und dafür nahm ihm der Farmer, der sich vielleicht ihres gestrigen Gesprächs erinnerte, nur fünfzehn Cent ab. Dann sagte Jurgis Lebewohl und ging seines Weges.

So fing sein Landstreicherleben an. Es kam selten vor, daß er so anständig behandelt wurde wie von jenem Farmer, und deshalb zog er es mit der Zeit vor, die Häuser zu vermeiden und auf den Feldern zu schlafen. Wenn es regnete, suchte er sich einen verlassenem Schuppen, wenn es ging, und wenn das nicht gelang, so wartete er bis zum Dunkelwerden und schlief sich dann, mit dem Stock in der Hand, leise an irgend eine Scheune heran. Meistens gelang ihm das, eh' der Hund ihn witterte, und dann versteckte er sich im Heu und war bis zum Morgen in Sicherheit; gelang es aber nicht und wurde er von dem Hunde gestellt, so nahm er den Stock zur Hand und trat einen geordneten Klitzzug an. Jurgis war nicht mehr der kraftstrobende Mann, der er einst gewesen war, aber seine Arme waren noch stark, und es gab nur wenige Farmerhunde, die er mehr als einmal zu schlagen brauchte.

Nach einiger Zeit gab es Himbeeren und dann Brombeeren, die ihm halfen, sein Geld zu sparen, und es gab Äpfel in den Obstgärten und Kartoffeln in der Erde, — er merkte sich bald die Stellen und füllte sich nach Dunkelwerden die Taschen. Zweimal gelang es ihm sogar, ein Süßbrot zu fangen, und dann feierte er jedesmal ein Fest, einmal in einer verlassenem Scheune und das andere Mal an einem einsamen Fleck am Flußufer. Wenn alle diese Dinge fehl-schlügen, brauchte er vorsichtig ein wenig von seinem Gelde auf, machte sich aber keine Sorge darüber, — er sah ja, daß er sich mehr verdienen konnte, sobald er nur wollte. Eine halbe Stunde Holzhacken auf seine emsige Art brachte ihm eine Mahlzeit ein, und wenn der Farmer gesehen hatte, wie er arbeitete, so versuchte er häufig, ihn zum Bleiben zu bewegen.

Aber Jurgis wollte nicht bleiben. Er war jetzt ein freier Mann, ein Freibeuter. Die alte Wanderlust hatte sein Blut in Wallung gebracht, er war trunken von den Freuden des ungebundenen Lebens, von den Freuden des Suchens, des schrankenlosen Hoffens. Es gab Unfälle und Unbequemlichkeiten, — aber es gab wenigstens immer irgend etwas Neues; und man denke nur, wie einem Manne ums Herz sein mußte, der jahrelang an einem Ort eingesperrt gewesen war und nichts anderes gesehen hatte, als eine endlose Flucht von Bretterbuden und Fabrikgebäuden, und der nun plötzlich unter freiem Himmel losgelassen wurde und jede Stunde neue Landschaften, neue Ortschaften und neue Menschen kennen lernte; einem Manne, dessen ganzes Leben darin bestanden hatte, den ganzen Tag über eine einzige Sache zu tun, bis er so erschöpft war, daß er nichts weiter zu tun vermochte, als sich niederzulegen und bis zum nächsten Morgen zu schlafen, — und der nun plötzlich sein eigener Herr war, der arbeitete, wie und wann es ihm gefiel, und jeden Tag ein neues Abenteuer erlebte!

Und jetzt kehrte ihm auch Kraft und Gesundheit und die verloren gegangene Jugendfrische zurück mit all ihren Freuden und ihrer Macht — die er betrauert und schier vergessen hatte. Sie kehrte ganz plötzlich zurück, mit einem Ruck, der ihn verwirrte und erschreckte; es war, als ob seine tote Kindheit lachend und rufend zurückgekehrt sei. Nun er genug zu essen bekam und es ihm nicht mehr an frischer Luft und gesunder Bewegung fehlte, wußte er morgens beim Erwachen oft nicht, wohin mit dieser übersießenden Tatkraft; dann reichte er die Arme und lachte und sang alte heimatische Lieder, die ihm jetzt beim Wandern allmählich wieder einfielen. Dann und wann konnte er freilich nicht umhin, an den kleinen Antanas zu denken, den er nie wiedersehen würde, dessen zarte Stimme er nie wieder hören würde, und dann fing der Kampf mit dem alten Ich von borne an. Und in der Nacht erwachte

er manchmal aus einem Traum, in dem Opa ihm erschienen war, und er streckte die Arme nach ihr aus und neigte die Erde mit seinen Tränen. Aber am Morgen stand er auf und schüttelte sich, und dann ging es wieder weiter und mitten hinein in den Kampf mit der Welt.

Er fragte nie, wo er wäre oder wohin er ginge; er wußte, daß das Land groß genug war und daß er keine Gefahr lief, bis ans Ende zu kommen. Und natürlich konnte er stets soviel Gesellschaft haben, wie er wollte, — überall, wo er hinkam, gab es Männer, die genau so lebten, wie er lebte, und denen er sich anschließen konnte, wenn es ihm gefiel. Er war noch ein Neuling in dieser neuen Lebensweise, aber sie waren nicht zurückhaltend, sondern lehrten ihn alle ihre Kniffe, — welche Städte und Dörfer man besser vermied, lehrten ihn die Bedeutung der heimlichen Zeichen an Mauern und Zäunen, die Stellen, wo man stahl und wo man bettelte, und die, wo man beides tun konnte. Sie lachten darüber, daß er die Idee hatte, das, was man ihm gab, mit Geld oder Arbeit zu bezahlen, denn sie bekamen alles, was sie haben wollten, ohne irgend etwas dafür zu leisten. Dann und wann kampierte Jurgis mit einer ganzen Bande von ihnen an irgend einem einsamen Fleck im Walde und ging nachts mit ihnen auf Raub aus. Und dann „fraß wohl einer einen Narren an ihm“, und sie zogen zusammen weiter und hielten wochenlang zueinander und tauschten Erinnerungen aus.

Viele dieser berufsmäßigen Landstreicher waren natürlich ihr Leben lang verdorben und haltlos gewesen. Aber die große Majorität gehörte zu denen, die einstmals Arbeiter gewesen waren und wie Jurgis einen langen Kampf gekämpft hatten, um schließlich zu der Ueberzeugung zu kommen, daß alles umsonst sei und daß man es aufgeben müsse. Späterhin begegnete er noch einer anderen Sorte von Männern, aus deren Reihen das Heer der Landstreicher seine Rekruten empfing: das waren heimatlose Wanderer, die noch nach Arbeit suchten, und zwar auf den Erntefeldern. Von diesen Leuten gab es wahre Heerscharen, sie stellten das ungeheure überzählige Arbeiterheer der menschlichen Gesellschaft dar; sie schienen nach dem unerbittlichen System der strengen Natur ins Leben gerufen, um die Gelegenheitsarbeit der Welt zu verrichten: alle die Aufgaben, die unregelmäßig und vorübergehend waren und doch getan werden mußten. Sie wußten natürlich nicht, daß dies ihr Los sei; sie wußten nur, daß sie Arbeit suchten, und daß ihre Beschäftigung nie eine dauernde war. Im frühen Sommer waren sie in Texas, und wenn die Ernte dort beendet war, zogen sie mit der Jahreszeit weiter nach Norden, bis sie im Herbst in Manitoba endeten. Dann suchten sie die Lager der Holzfäller auf, wo es Winterarbeit gab, oder, falls das nicht gelang, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Städten und lebten von dem Wenigen, was sie sich erspart hatten, und von den vorübergehenden Beschäftigungen, die sich ihnen boten: Löschen und Laden von Dampfern und Güterwagen, Gräbenziehen und Schneeschuppen. Waren mehr von ihnen vorhanden, als nötig war, so starben die Schwächeren an Hunger und Kälte, — wieder gemäß dem rauhen System der Natur.

Es war gegen Ende des Monats Juli, in Missouri, als Jurgis mitten in die Erntearbeit hineingeriet. Hier gab es Getreide, an dessen Hervorbringung die Menschen vier oder fünf Monate gearbeitet hatten, und das ihnen verloren gegangen wäre, wenn sie nicht andere Menschen finden konnten, die ihnen acht oder vierzehn Tage bei der Ernte halfen. Deshalb hallte der Schrei nach Arbeitern durchs ganze Land, Agenturen wurden eröffnet, und die Städte mußten die Mehrzahl ihrer männlichen Bevölkerung hergeben, selbst die studierende Jugend wurde waggontweise herbeigeht, und an einigen Stellen hielten die Farmer die Eisenbahnzüge an und schleppten ganze Wagenladungen von Männern mit Gewalt davon. Nicht, als ob sie nicht ordentlich gezahlt hätten! Jeder Mann konnte zwei Dollar Tagelohn bei freier Station bekommen, und die besten Arbeiter erhielten zweieinhalb bis drei Dollar.

Das Erntefieber lag in der Luft, und kein Mensch, der auch nur eine Spur von Lebensgeist besaß, konnte sie einatmen, ohne angesteckt zu werden. Jurgis schloß sich einem Arbeitertrupp an und arbeitete von Tagesanbruch bis nach Dunkelwerden — achtzehn Stunden pro Tag, — und das vierzehn Tage lang ohne Unterbrechung. Dann hatte er eine Summe beisammen, die in alten, elenden Zeiten ein wahres Vermögen für ihn gewesen wäre; aber was sollte er jetzt damit anfangen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Dezember.

Es läßt sich niemand gern ins Handwerk pfeuschen, und doch gibt es Allertüftelmenschen, die alles machen. Ein solches Univerfalgenie war der selige Herr v. Schirp in Berlin, von dem man jahrelang an den Vitzfahsäulen lesen konnte, daß er nicht nur alles machte, sondern auch alles am billigsten machte. Als Junge bin ich auch ein solcher Tausendtüftler gewesen, ich habe allen meinen Tanten und Cousinen die Töpfe geflickt, die Uhren wieder zum Laufen gebracht, Stuhlbeine geleimt und, wenn es sein mußte, auch einen kranken Kanarienvogel operiert.

Herr Briekle ist, wie man zu sagen pflegt, auch ein heller Junge, der Gevißermachen auch alles macht, obwohl er sich als Gelbgießer selbst nicht gern in seine Arbeit pfeuschen oder hineinreden läßt. Als jüngst seiner Frau der Priemeltopf vom Fenstergestimse fiel, sie hatte gerade mit dem großen Reinemachen begonnen, das Ende November beginnt und zwei Stunden vor Weisnachten beendet ist, machte sich Briekle sofort daran, das Fenstergestimse mit einem sogenannten Sicherheitsgitter zu versehen. Daneben leitete er auch den Topf und zwar derart, daß, falls er doch noch einmal herunterfallen sollte, er sicher nicht wieder an der geleimten, sondern an einer ganz anderen Stelle in Scherben geht. Das ist aber nicht alles, was Briekle leistet, wenn er abends heimkommt. Er benützt nun die langen Winterabende zur Anfertigung verschiedenartiger Gartengeräte und zur Reparatur der vorhandenen, natürlich zum Verger seiner Frau, da er alle diese Arbeiten in der Küche zu erledigen pflegt. Mit Eintritt des Herbstes hatte seine Garke etwa das Aussehen eines zahnlöhlen Mundes. Briekle hatte nämlich mit seinem angeborenen Ordnungssinn so auf der Parzelle herumgeharkt, daß die Zinken zu seinem eigenen Erstaunen schließlich vollständig von der Bildfläche verschwunden waren. Zuerst konnte er sich das gar nicht erklären, dann aber stellte er durch eine an den vorhandenen Zinkenresten vorgenommene mikroskopische Untersuchung fest, daß es sich um sogenanntes Pappelholz handele, das sich leicht schneiden läßt, aber auch leicht abnützt. Er hat sich nun daran gemacht, die stoppelartigen Ueberreste unter Verwendung des Hammers und eines kurzen Eisenstabes aus dem Stiel herauszuschlagen und durch neue aus Afazienholz zu ersetzen. Ich hatte ihn zuvor aber erst auf das richtige Holz gebracht. Afazienholz gehört zu den härtesten Holzarten und übertrifft das der Eiche noch entschieden an Widerstandsfähigkeit. Afazienstöpseln überbauern ein Menschenalter in der Erde, bevor sie abfaulen, sind aber schwer zu haben, doch an Waldrändern und an Feldgehölzen bietet sich immer Gelegenheit, geeignete Aeste zur Anfertigung von Gartenzinken zu schneiden. Man kann sie im frischen Zustande zu Zinken verarbeiten, die man dann trocknen läßt. Solche Zinken, die man nie an getauften Garten findet, halten bei ständigem Gebrauch, je nach Beschaffenheit des Bodens, 2 bis 3 Jahre stand. Aus gleicher Holzart fertigt sich Briekle jetzt auch sogenannte Pflanzhölzer, mit deren Hilfe er Gemüße- und Sommerblumenpflanzlinge züchtet. Er verzieht die Spitze dieser Hölzer mit einem Messingmantel, da ihm dieses Metall als Gelbgießer näher wie Stahl und Eisen liegt und da es außerdem beim Arbeiten in der Erde blank wird und bleibt.

So wie es hier Briekle macht, sollte es jeder machen, der eine Parzelle bewirtschaftet. Es empfiehlt sich auch, alle zunächst nicht mehr zur Verwendung gelangenden Gerätschaften aus der Laube herauszunehmen und in Sicherheit zu bringen, zumal Laubeneinbrüche im Winter an der Tagesordnung sind. Man stelle aber die Gerätschaften, namentlich Spaten, Schaufel und Garke, nicht so wie sie sind, daheim in den Keller, sondern man befreie sie mit Schmirgelpapier von anhaftendem Rost und reibe sie danach zum Schutz gegen neues Rosten mit Petroleum oder gewöhnlichem Maschinenöl ein. Genau so verfährt man mit dem Gartenmesser, der Gartenschere und der Baumsäge, welche letztere auch, wo es not tut, wieder mit einer Feile gehörig geschärft wird.

Herr Briekle interessiert sich jetzt auch für die Obstkultur und zwar für die richtige. Von Erdbeeren hat er ja bereits ein ganzes Beet auf der Parzelle, er meint aber, das seien keine richtigen Obstfrüchte, weil sie nicht an den Bäumen wachsen. Er hat zwar einmal etwas von Baumerdbeeren im Inseratenteil eines Witzblattes gelesen, von denen jeder jährlich, ich weiß nicht wie viele Liter Früchte bringen soll, war aber helle genug, um herauszufinden, daß es sich hier um Wauernfang handelt. Auf den Leim ist er also nicht gegangen, aber zu mir, um mich zu fragen, was er neben Erdbeeren von Obstsorten noch anpflanzen könne. Ich habe ihm zunächst zu Himbeeren und Brombeeren geraten. Brombeeren findet man auf Oebändereien und an Eisenbahndämmen, Himbeeren in den Laubwäldungen, aber es lohnt sich nicht, weder diese noch die schmackhaften Walderdbeeren auszugraben, denn erstens kann man trotz aller Schlaueit dabei erwischt werden und sich wegen Waldfrevels eine Strafe zuziehen, für die man sich von vornherein das Beste hätte kaufen können. Und zweitens schlagen alle Walderdbeeren, in den Garten verpflanzte, vollständig aus der Art, ihre Früchte entwickeln sich nur spärlich und ohne das an ihren natürlichen Standorten eigene Aroma. Die schönen Sorten aber, mit den verlodenden großen Früchten, sind auf die Gartenkultur zugeschnitten. Ich empfehle sie den Laubenkolonisten von allen Obstsorten in erster Linie, weil sie schon vom zweiten Jahre ab nach der Pflanzung ganz beachtenswerte Erträge geben. Bei Stachelbeeren und Johannisbeeren ist dies nicht der Fall, diese

lassen, ebenso wie Weintrauben, drei bis vier Jahre auf die erste mitsprechende Ernte warten. Nun haben aber Brombeeren und Himbeeren, die beide einer Pflanzengattung aus der Familie der Rosengewächse angehören, also auch nahe Verwandte der Edelrosete sind, eine unangenehme Eigenschaft, die in gewissem Maße auch manchen Menschen eigen ist, sie bleiben, trotzdem sie keine Beine haben, nicht da, wo man sie hinsetzt. Die gleiche Stelle bietet diesen raschwüchsigen und rasch zehrenden Gewächsen nicht lange auskömmlichen Lebensunterhalt, sie saugen den Boden aus und schieben sich weiter. So erscheinen dann vom zweiten Jahre ab überall Schößlinge aus den Wurzelrhizomen, den das Erdreich flach durchziehenden Wurzelstämmen, hervorgehend. Da kommt ein Schößling mitten aus dem Weg heraus, dort einer aus dem Erdbeer- oder Korbbeet. Man muß dann immer hinterher sein, um den Nachwuchs da, wo er unmöglich ist, auszugraben. In neuerer Zeit ist es aber auch gelungen, Sorten zu züchten, die keine Ausläufer treiben, also da bleiben, wo man sie hinsetzt, und man kann sie auch jahrelang auf derselben Stelle stehen lassen, wenn es nicht an reichlicher Düngung fehlt. Ich war selbst gezwungen, in meinen Pflanzungen alle alten Sorten auszumergen, womit ich zwei Jahre zu tun hatte, da aus den kleinsten Wurzelstücken, die im Boden bleiben, junge Schößlinge hervorgehen. Jetzt habe ich nur noch eine amerikanische Brombeer- und eine eben solche Himbeersorte, die keine Wurzelbrut entwickeln, sich aber deshalb auch nicht von heut und morgen in beliebiger Zahl vermehren lassen. Die Brombeere heißt Lucretia, sie bringt pechschwarze, bis 3/4 Zentimeter lange Früchte von heidelbeerartigem, säuerlichem Geschmack. Sie sind zur Reifezeit das Labendste, was man genießen kann. Die mehrere Meter lang werdenden Triebe dieser Sorte sind fadenbündig, liegen auf dem Boden und müssen, damit die Früchte zur Reifezeit nicht schmucken, hoch gebunden werden. Sie sehen an den girlandenartig gebundenen Schnüren prächtig aus, und bilden so lebende Fruchtgirlanden, denen zur Reifezeit schwer zu widerstehen ist.

Meine Himbeere ist eigentlich schon keine waschechte Himbeere mehr, sondern aus einer Kreuzung zwischen einer Brombeere und einer Himbeere hervorgegangen, sie heißt Logan Berry. Von der Himbeere hat sie das schöne Blatt, das übrigens, wie die Rinde, prächtig tief rot gefärbt ist, und die rote Fruchtfarbe, von der Brombeere die stattliche Größe der Früchte und das angenehm säuerliche Aroma. Ich habe diese Himbeere an Spaliere gepflanzt, an welchen ich die Triebe säberartig aufbinde. Bei der Kultur dieser Beerensträucher ist zu beachten, daß man die Triebe im Hochsommer fast wachsen sehen kann, so schnell schieben sie empor, wenn auch nicht so schnell wie die Triebe des Pambusrohres, bei welchen es vorkommen kann, daß man einen am Abend auf die Spitze gehängten Hut am nächsten Morgen nur mit Hilfe einer Stiehlleiter wieder herunterholen kann — immerhin erreichen sie bis vier Meter Länge in einem Jahr. Was in dem einen Jahre gemacht ist, blüht und fruchtet im nächsten. Nach der Fruchtzeit sterben diese Triebe langsam ab und werden dann dicht über dem Boden fortgeschritten. Nun darf man aber nicht annehmen, daß dann die Sträucher von der Bildfläche verschwunden seien, bei Weibe nicht. Im Vorfrühling haben sich neben den blühenden und fruchtenden Trieben bereits neue Schöße aus dem Boden herausgehoben, die bei Brombeeren gleich in der Stärke eines Schulterbaumens herauskommen. Diese bilden den Ersatz an Fruchtholz für das nächste Jahr und werden, nachdem die abgetragenen entfernt sind, gleichmäßig verteilt an das Spalier angeheftet. Pflanz man nun jetzt Brombeeren und Himbeeren — sie können den ganzen Winter hindurch bei frostfreiem Boden gepflanzt werden — so ist es vorteilhaft, die diesjährigen Triebe nach der Pflanzung dicht über dem Boden wegzuschneiden, so daß nichts mehr von den gepflanzten Sträuclern zu sehen ist. Die verbleibenden und deshalb in ihrem Wurzelvermögen gestörten Pflanzen haben eben nicht die Kraft, gleich im nächsten Jahre normale Blüten und Früchte zu entwickeln, deshalb schneidet man die Triebe weg. Damit erreicht man bei gutem Boden gleich im ersten Jahre die Entwicklung eines kräftigen Triebes, der dann im nächsten Jahre befriedigenden Fruchttertrag bringt.

In meinem praktischen „Taschenbuch für Gartenfreunde“ habe ich durch Abbildungen veranschaulicht, wie frisch gepflanzte Brombeeren geschnitten werden sollen, wie sie gewöhnlich falsch geschnitten werden und wie der nächste Trieb bei richtigem Schnitt aussieht. Die Himbeeren und speziell auch die Brombeeren verlangen einen mindestens 60 Zentimeter tief geloderten und gut gedüngten Boden, sie haben eben einen unverwundlichen Appetit, und wenn sie den nicht stillen können, so ist und bleibt ihr Wachstum ein kümmerliches. Meine Brombeeren kamen in rigoltes, reichlich mit Mist gedüngtes Erdreich; sie haben Triebe wie Kletterbäume entwickelt, an denen man aber nicht emporklettern kann, da man sich an den verdammten Stacheln die Hände und Hosen zerreiht. Der Fruchttertrag von vier Pflanzen war im vorigen Jahre groß, in diesem Jahre enorm; ich konnte ihn nicht zwingen, und mein Arbeiter durfte sich aus dem Ueberflusse Brombeerwein fabrizieren. Wenn er jetzt gelegentlich einen großen Affen hat, ist es nicht meine Schuld, denn Brombeerwein gehört zu den starken Getränken, die nicht im Magen bleiben, sondern in den Kopf steigen und, wie man zu sagen pflegt, hier alles aus dem Häuschen bringen.

Max Gessbörffer.

Kleines Feuilleton.

Caruso in Ägypten. Dem von der Damentwelt des alten Europa angebeteten, von der des neuen Amerika vor den Kabi gezogenen Tenor Caruso ist drüben Unheil widerfahren. Er sagt nun, Konkurrenzneid und gemeine Verleumdung sei die Ursache seiner Verurteilung. Nun, schon in Ägypten hat ein Kunstgenosse des italienischen Sängers ähnliche Erfahrungen machen müssen. Aus der Zeit des Pharao Psammetich, wo das politische Ägypten im Niedergange, das geistige aber in Blüte war, besteht ein giftiges Spottgedicht auf dem damals berühmten Tenor Aminptah, das ebenso gut auch gestern geschrieben sein könnte. Ganz wie heute haben die Reichen, um ihre Gäste zu unterhalten, die berühmten Künstler gegen große Summen zu Gast; die Geheimen Kommerzienräte des Nillandes gleichen darin ganz denen von heute. Das muß wohl argen Reiz erregt haben, denn das Spottlied auf den so gefeierten Aminptah ist äußerst bösarlig. Es heißt im wesentlichen: „Immer noch prahlst Du, aber jeder verachtet Dich, Du Lump. Ein Schwein ist anständig, Du bist ein elender Laster-schlauch. Gold ist Deine Stimme, aber Du verkaufst sie, Eitelhaster, für Gold, das aus Mistpfützen herbeigeht. Einen Namen trägst Du, wie ein Fürst, Du bleibst aber doch der schandige Sohn eines Knechtes. Die Weiber schicken Dir verliebte Blicke, verübte Briefe lassen sie den Schreiber schreiben. Meinst Du, weil die Prinzessin nach Dir schick, Du seist etwas Besseres, Du Knechtsohn? Wilde Dir doch nicht ein, daß Du von den Reichen Deiner Schönheit wegen eingeladen wirst. Zur Harfe sollst Du ihnen Deine Lieder singen. Der Geruch des Reichthums aber hat Dich verückt gemacht. Beim reichen Biegelbäder warst Du eingeladen um an seinem Tische für die Gäste zu singen. Persisches Gold und Türken nahmst Du, Du hast aber gefressen wie ein Schwein und so gefressen, daß Du Eitelhaster unter die Fische gerollt bist und die Knechte Dich den Knechtsohn an den Füßen hinausgeschleppten, wo die Hunde liegen...“ Danach scheint der gefeierte Sänger Ägyptens wohl eine reiche Kundschaft, aber einen sehr schlechten Ruf gehabt zu haben.

Daß Aminptah das persische Gold und die Türken zurückgegeben habe, davon besagt keine Schrift etwas, auch nicht, ob ein ägyptischer Hofarzt dem geschmähten Musesohn „plötzliche Gehirnstörung“ bescheinigt hat.

Theater.

Schillertheater N.: Mathias Gollinger, Lustspiel in 4 Aufzügen von Oskar Blumenthal und Max Bernstein. Das Schiller-Theater, das sich in der angenehmen gestärkten Lage befindet, an dem Premierenwettbewerb nicht teilnehmen zu müssen, stellt, von den Klassikervorstellungen abgesehen, sein Repertoire aus einer Nachlese der neueren Jahrgänge der Bühnenproduktion zusammen, — einer Nachlese, die vielleicht schon allzusehr den Unterhaltungsbedürfnissen seines Publikums Rechnung trägt. Der Aufführung des früher im Thalia-Theater gespielten „Hochtouristen“, dessen ausgelassene Lustigkeit eine solche Erneuerung mit Zug und Recht verdiente, ließ die Direktion in dieser Woche einen, auch am Maßstabe des anspruchlosen Schwänzen-genres gemessen, ziemlich mageren Lädenbühler folgen: den in München abgelehnten „Mathias Gollinger“ von Blumenthal und Bernstein. Die Autoren, der Berliner Lustspielfabrikant und der Münchener Rechtsanwalt, wollten den charakteristischen Kontrast der beiden Städte, in deren Lebenszuschnitt zugleich der allgemeinere Gegensatz von norddeutsch-preussischer Korrektheit und süddeutscher Gemütslichkeit sich wieder spiegelt, durch ein paar Typen illustrieren. Die fliegenden Blätter und dann in schärferer Tonart der Simplizissimus haben das dankbare Thema ungezählte Male und oft in sehr drolligen Anekdoten variiert. Ueber eine Sammlung aneddotisch aneinander gereihter Züge bringt es auch das Stück nicht hinaus. Der Szenenführung fehlt jede Spur von Lustspielmäßiger oder auch nur schwankhafter Verbe der Erfindungskraft, den Berliner Figuren Blumenthals auch jeder Anseh eigener Farbengebung und Komik. Was das Stück trotzdem über Wasser hielt, ja ihm zu einem lauten Dacherfolg verhalf, war der brillante Humor, mit welchem Leopold Thurner den biedereren nach Berlin verschlagenen Brauereibesitzer Gollinger spielte. Aus dieser Rolle, einem Kompendium der so oft verspotteten Münchener Bierelichtheit, ergänzt durch einen starken Zusatz „goldenes Herz“, schuf er eine Gestalt von überaus ergötzlicher Natürlichkeit. Den billigsten Gescherzen gewannen seine frappierende Nuancierung in Ton und Miene zündende Wirkung ab. Das entschädigte für vieles. Ein weiterer mildernder Umstand war Gusti Beckers frisches und niedliches Spiel in der Rolle der Rezi.

Lessing-Theater: „Der heimliche König“; romantische Komödie in vier Akten von Ludwig Fulda. Titel und Theaterzettel ließen etwas im Stile jener fatalen Märchen-spiele bezirahen, die seit dem großen Erfolg von Hauptmanns „Verfälschte Glode“ Jahr für Jahr in der Premierenreihe auf-tauchen und begraben werden. Um so angenehmer war die Ueber-rahung, da nach dem ersten etwas schlagenden Akte das Kostüm sich als geschickt gewählte Maskerade einer lichtvoll und spannend

durchgeführten, mit allerhand recht aktuellen Beziehungen ge-pfefferten Satire erwies. Das Stück vereinigt in glücklicher Ver-schmelzung den Spott des Fuldaschen „Talisman“ und seiner Robinson-Komödie. Der die Augen alles Volkes blendende Zauber ist hier der Königstitel, der nicht nur einen Hohlkopf, auch eine ausgestopfte Puppe zum Gegenstand ehrfürchtigster Bewunderung macht. Und dem Hirten, dem „heimlichen König“, der das Volk zum Siege leitet, ergeht es ähnlich wie dem simplen Kontoristen in Robinsons Eiland. Wenn die Gefahr vorüber, dann gilt nicht mehr der Mann, sondern Rang und Titel. Statt ihres Retters erhebt die Menge einen stammelnden Pbioten auf den Thron, den Prinzen Lanzelot, dessen einziges Verdienst sein Stammbaum ist. Was dort mehr ein Scherz, wird hier zum wichtigen, an den Fundamenten monarchischen Aberglaubens rüttelnden Hohn. Das Publikum ging offenbar mit großem Interesse mit. Jede Pointe wurde mit verständnisvollem Lachen begrüßt. Ganz besonders war der ewig begehrteste hartenschlagende Barde, dessen unnahhmlich stolze Haltung alle Herrlichkeiten der Siegesallee lebendig in Erinnerung rief, ein Quell der Heiterkeit.

Der Herzog Urgan, der salbungsvolle Herr Hofprediger und ein paar andere Schranzen, die bei dem Tode S. M. Artus X. den Verlust ihrer Macht fürchten, beschließen, daß der große Herrscher zu ihrem und des Volkes Wohl offiziell weiter zu leben habe. Niemand aus der Menge sah ihn, niemand wird ihn ver-müssen, wenn man nach wie vor die dicht verhängte Säufte durch die Straßen tragen läßt und statt des armen Trotzels eine Holz-figur hinein setzt. Als das Volk verlangt, der Gottgesalbte solle heiraten, damit ein Erbe für den Thron geboren werde, nützt der Herzog die Konjunktur, indem er sein Töchterlein der Puppe zur Gattin gibt. Höchst amüsant sind die Verhandlungen. Das sehr durchrtriebene Fäulein hat ihr festes Programm: Wenn sie mit dem Holzstoh sich vermählen soll, muß sie als heimlichen Gefas zugleich auch einen ganzen Kerl, den schönen großen Hirtenburtschen, den der Vater ins Gefängnis sperrte, zum Mann bekommen. Dann werde der gewünschte Erbe rechtzeitig erscheinen. Im 3. Akt heft sich das leichte Spiel zu stark dramatischen Akzenten. Der junge Burtsch, der, weil er nun einmal das Mädchen liebt, die ihm an-gefragene Rolle akzeptiert hat, ergrimmt aufs tiefste, als der Herzog, dem Befehl der nachbarlichen Angelfachsen gehorchend, die alte Menschensteuer erneuern will und gar Signe sich bereit erklärt, als Königin das Dekret zu verkünden. Sie möchte seinem Borne trohen, aber im entscheidenden Augenblick versagt ihr die Kraft, und Peredur tritt in der riesenhaften goldenen Rüstung des Ahnherrn Artus mit geschlossenem Visier vor das Volk, es zum Kampfe wider die fremden Bedränger entflammd. Vom Schlusse sprachen wir bereits. Signe, nach ihres Gatten Rückkehr aus dem ruhmvollen Feldzuge, macht dem Puppenpiele ein Ende; und während die Massen empört, daß sie unter einem Thresgleichen die Schlachten gewonnen haben sollen, dem letzten jammervollsten Sprößling des Geschlechts huldigen, schart sich ein kleiner Hauf um Peredur und sein Weib. Er wird sie übers Meer nach freien Küsten führen.

Ein in der Hauptsache vortreffliches Spiel erhöhte die Wir-kung. Marrs Hirte war ein Prachtexemplar urwüchsig ungehobelter Kraft, Jda Büst, eine muntere kede Signe. Den Herzog, der im Stück nur in ganz allgemeinen Zügen charakterisiert ist, repräsentierte Reicher mit seiner feinen Kunst. Nach jedem der drei letzten Akte rief langanhaltender Applaus den Dichter.

Musik.

Um einer guten Musik willen erwähnen wir gern, daß am vergangenen Sonnabendnachmittag im Vorhng-Theater wieder eines der bereits als typisch gekennzeichneten Zauber-märchen für Kinder zum ersten Male aufgeführt worden ist. „Peter und Paul reisen ins Schlaraffenland“; d. h.: die beiden Lehrlingen des Schustermeisters Kneipp finden den Weg ins Schlaraffenland mit Hilfe des bösen Geistes der Faulheit, Schlen-drianus. Gegen diese kämpft um die Kinder die gute Fee der Arbeit und des Fleißes, Laborosa. Die Kinder werden ihr ge-hören, sobald sie von sich selbst aus das Bedürfnis nach Arbeit empfinden. Tatsächlich wird ihnen das Schlaraffenland wider-wärtig, und so sind ihre Seelen getettet. Man anerkennt gerne, daß diese spontane Wendung das Schulmeisterliche, das nun einmal dem größten Teil unserer Kinderliteratur anhaftet, erträglicher macht. Man interessiert sich wohl auch dafür, wie die nicht eigent-lich berufreifen Kräfte, die das Stück spielen, sich mit der Aufgabe abfinden, Schauspielkunst zu treiben; die zappelige Karikierung steht dabei voran. — Der Komponist ist der Wiener Franz Lehár, seit 1896 durch mehrere Werke und uns neuerdings besonders durch seine „Lustige Witwe“ bekannt. Manchmal erweckte seine Musik das Bedürfnis, sie nochmal zu hören, womöglich in würdigerem Rahmen; einige volksliedartige Weisen, sodann auch Marsch- und Tanznummern verdienen umsomehr Interesse, als an schlichten Stücken dieser Art nicht eben Ueberfluß herrscht. —